



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



ich Verräter, ich Treulofer! rief Dietrich. Welch ein Schicksal verfolgt mich, um mich vor mir selbst zu erniedrigen! Warum bin ich nicht meiner wahren Neigung gefolgt, warum habe ich meiner Mutter nicht standhaft opponirt? Sollte ich dich unglücklich machen, armes, liebes Wesen, das allein von allen Menschen auf der ganzen Erde mich wahrhaft liebt? Ist das Schicksal so grausam gegen dich und mich? O, was soll aus mir werden, wenn die Erinnerung an diese Schmach mich verfolgt? Ich werde nie wieder froh und glücklich werden können. Nie wieder wird meine Seele sich zu den erhabenen dichterischen Empfindungen aufschwingen können, die ehemals tausend köstliche Ströme aus ihr hervorquellen ließen. Die Erinnerung dieser unglücklichen Liebe wird meine ganze Zukunft vergällen. O, ich hatte in deinen Armen, du unvergleichliches Geschöpf, in deinen Armen hatte ich angefangen, neu zu leben. Wie dein holdes Gesicht Frieden und Heiterkeit und hohen Schwung der Phantasie in mir erregte! Und nun soll ich dich verlassen, soll dich aufgeben, soll dich vielleicht nie mehr sehen, dich, die mir jetzt teurer geworden ist als je vorher! Freude am Leben blühte mir in deiner Umarmung auf, was soll mir das Dasein, wenn ich dich verliere! Warum setze ich meiner Existenz nicht ein Ziel und kürze diese Tage auf einmal, die doch von nun an jammervoll dahinschleichen müssen?

Anna hörte diese Klagen mit tiefer Bewegung an, und reichliche Thränen rannen über ihre Wangen. Sie hatte kein Ohr dafür, daß Dietrich in dieser haltlosen Traurigkeit nur an sich selbst dachte, und obwohl sie fühlte, wie schwach seine Anklage gegen das Schicksal begründet sei, vermochte sie nicht, ihm seine Ungerechtigkeit vorzuwerfen und ihm zu sagen, daß er sein künftiges Leben immer noch in der eignen Hand halte, wenn er ein Mann sei. Sie vergaß ihr eignes Leid und war nur darüber traurig, daß er unglücklich war.

Sie schritt auf ihn zu, umfaßte ihn mit zärtlichen Armen und suchte ihn zu beruhigen.

Gräme dich nicht, lieber Dietrich, sagte sie. Verzeih mir, daß ich dich durch mein Geständnis betrübte. Denke nicht an mich, du lieber Mann, denk an dein

eignes Glück. Du wirst ein großer, reicher und berühmter Herr werden und die jetzige Not bald vergessen, du wirst mich auch vergessen.

Die Heftigkeit des Schmerzes, der Gedanke daran, daß Dietrich eine andre heiraten wolle, überwältigten sie doch, und indem sie vom Vergessen sprach, fühlte sie zu deutlich die Wahrheit der eignen Worte. Sie vermochte nicht weiter zu reden, ein Strom von Thränen ersticke ihre Stimme.

Er umfaßte sie voll Verzweiflung und seufzte tief, ihre Thränen rannen ineinander, und ein tiefer Jammer erfüllte sie beide ganz.

Dann fand sie zuerst wieder Worte. Dir kann die Welt noch vieles bieten, Dietrich, sagte sie. Du bist ein so kluger, liebenswürdiger und geliebter Mann. Du wirst wieder in fremde Länder gehen, nach dem schönen Paris und wohin du sonst willst. Du wirst als Dichter bewundert werden, und die Gesellschaft wird dich als vornehmen Mann verehren. Sei darum nicht traurig! Beherrsche dich! Sie sah zu ihm auf, versuchte zu lächeln und sprach mit zuckender Lippe: Du hast mich zu Grunde gerichtet, und ich tröste dich.

Dietrich empfand das Beschämende seiner Lage mit großer Deutlichkeit, und er war wie durchbohrt von Dual, indem er sich klar machte, daß er, unter der eigenen Ohnmacht leidend, das Gegenteil von dem thun müsse, was er zu thun Lust hatte. Er preßte die Lippen zusammen und ballte die Fäuste, aber den Widerstand, der sich ihm entgegensetzte, konnte er nicht sehen und nicht ergreifen, weil er ihn in sich selber trug. Er gab sich endlich der schmeichelnden Umarmung Annas und dem süßen Ton ihrer sanften Stimme hin und verlebte mit ihr die letzten Stunden, wie beide fühlten, in einer schmerzvollen Lust.

Er war nicht imstande, die Rückkunft des Bruders abzuwarten, da er sich wie aufgelöst von innern Kämpfen fühlte. So schied er denn, ehe die bestimmte Abendstunde herankam, und riß sich nach wiederholter inniger Umarmung widerstrebend aus Annas Armen los. Es sollte ein letztes Lebewohl sein. Er hatte Anna gesagt, daß er noch an demselben Abend nach Berlin abreisen müsse, und er war entschlossen, diesen Vorsatz auszuführen. Er hatte sich den Aufenthalt in Holzfurt anders und heiterer gedacht, er wollte nun diesem bedenklichen Orte und sich selbst entfliehen, indem er nun doch seiner Mutter Befehl ausführte.

Erst als er im Schnellzuge saß, der am selben Abend fortging, und als sich der Dampf des türkischen Tabaks um seine Nase kräuselte, kam er einigermaßen wieder zur Besinnung und fing an zu denken, daß er doch wohl gegen sich selbst etwas zu hart sei. Wenn alle Leute so genau auf der Goldwaage gewogen würden, wie ich mich wiege, sagte er sich, da könnte keiner bestehen. Es ist ein Unglück ohnegleichen, daß dies entzückende Mädchen weder Vermögen besitzt, noch von Familie ist. Ich werde Zeit meines Lebens in der Erinnerung an sie nicht froh werden können — aber was ist da zu machen? Es ist der Fluch unsrer Zeit: der traditionelle Begriff der Ehe zerstört die meisten Blüten frisch und froh aufkeimenden Menschenglücks. Ich lerne Pücker-Muskau immer besser begreifen.

Graf Dietrich erkundigte sich, als er im British Hotel ankam, sogleich nach einer Depesche aus Eichhausen, hörte aber mit Befriedigung, daß nichts für ihn gekommen sei. Er trank in sanfter Schwermut eine halbe Flasche Champagner und ging gegen Morgen zu Bett, nachdem er noch in sein Notizbuch einige Verse eingetragen hatte, voll schöner Gedanken, die ihm die heutige Szene mit der unglücklichen Geliebten eingegeben hatte.

Es gefiel ihm sehr gut in Berlin. Er fand alte Freunde und Freundinnen, amüßte sich in der Oper, streifte an seinen Lieblingsplätzen umher und freute sich, daß viel von seinen Gedichten gesprochen wurde. Die Leute nannten den unbekanntten Verfasser einen geistreichen aber unmoralischen Menschen und lasen ihn mit Passion, die jungen Herren öffentlich, die jungen Damen insgeheim. Trotz des Genusses, den ihm das gewährte, hatte Dietrich einige elende Stunden. Er dachte nach Eichhausen und Holzfurt zurück und schämte sich vor sich selber.

Es ist recht schmeichelhaft für mich, daß Mama mich fortschickt, nun es zum Treffen kommt, sagte er sich. Ich werde zur Bagage geschickt, wenn der Kampf beginnt. Wollte Gott, ich wäre eins von beiden, entweder einfältiger oder aber energischer! Es giebt keine schrecklichere Gemüthsverfassung als meine! Klar zu sehen, völlig klar zu durchschauen, was das Richtige ist, und es doch nicht thun zu können, das ist ein Zustand, den Dante zu schildern vergessen hat, und der doch unangenehmer ist als alle andern höllischen Prozeduren. Wenn ich ein Mann wäre, so würde ich zu Mama sagen: Ich heirate Dorothea nicht, und damit basta. Oder ich würde zu Dorothea sagen: Weib, du liebst mich nicht, ich liebe dich auch nicht, aber heiraten wollen wir uns doch. Thäte ich das erste, so wäre ich gut, thäte ich das zweite, so wäre ich schlecht. So aber bin ich garnichts. Und ich darf es nur garnicht anfangen, einen Anlauf zur Energie zu nehmen. Das kenne ich schon. Ich gerate nur tiefer in den Sumpf. Ich weiß vorher, daß Mamas Szenen oder Dorotheens Insolenz mir zu mächtig sind. Wollte ich anfangen, der zu sein, der ich sein möchte, so ginge es mir wie dem armen Ikarus. Und wenn ich nun gar an Anna denke, da möchte ich mich selber ergreifen und mich durchschütteln wie einen Lumpen! Mir blüht das herrlichste Glück, gute Genien zeigen mir einen paradiesischen Garten, Laube an Laube, blühend von Rosen, erwarten den seligen Schäfer. Ich brauchte nur die Pforte aufzustößen, nur eine einzige Kühne, entscheidende Handlung brauchte ich vorzunehmen, um geborgen zu sein, und ich kann nicht. O, mein Schöpfer, mit einem Bettler möchte ich tauschen, vorausgesetzt nur, daß du mir Thatkraft gäbst!

Es war an einem Abend nach dem Theater, als er in seinem Hotel allein war, daß Dietrich so mit sich selber ins Gericht ging. Er saß auf der Kante seines Bettes, als ihn diese Gedanken überfielen, und er blieb halb ausgekleidet sitzen und starrte vor sich hin. Er war so schmerzlich ergriffen, daß er fühlte, wie seine Gesichtszüge zusammenfielen, und er ging zum Spiegel, um sich zu beobachten. Er fand sich bleich und alt, und er lachte verächtlich über sich selbst.

Ein Held! sagte er laut, seht da einen Helden!

Dann ängstigte ihn seine eigne Stimme, er ließ die Klingel ertönen und bestellte beim Kellner eine Flasche Champagner. Der perlende Trank brachte ihn in eine ruhigere Stimmung, und er saß noch mehrere Stunden lang auf, während sein Sinnen immer freundlicher wurde.

Die Welt ist voller Geheimnisse, sagte er sich, und sie bietet einen wundervollen Anblick, wenn man nur nicht so thöricht ist, sie verbessern zu wollen. Welche Mannichfaltigkeit von Geschöpfen bringt die unerschöpfliche Fülle der Naturkraft hervor! Verlange nur nicht von dem einen, was nur der andre leistet. Mir ist die Poesie gegeben, ein reiches edles Herz und eine umfassende Intelligenz — soll ich mich verachten, weil mir die brutale Kraft versagt ist?

So vergingen acht Tage, da ward er eines Morgens sehr unangenehm berührt, als der Kellner ihn mit der Botschaft weckte, es sei ein Telegramm für ihn gekommen. Er sah nach der Uhr. Es war kurz vor elf. Er las das Telegramm. Es lautete kurz und bündig: Komm zurück, es ist alles geordnet. Gräfin Altenschwerdt.

Dietrich lächelte bitter, indem er das Papier aus der Hand fallen ließ.

Alles geordnet! sagte er seufzend. Jawohl, es ist alles bereit zur Hinrichtung dreier edeln Menschen!

Er kleidete sich an, trank eine Tasse Kaffee und machte dann eine Spazierfahrt, da er Kopfschmerzen hatte.

Mama kann nicht verlangen, daß ich auf der Stelle dort bin, sagte er sich. Dieses Telegramm ist mir in alle Glieder gefahren. Heute bin ich nicht fähig, eine wohlgelegte Erklärung von mir zu geben, heute kann ich die Bräutigamsmiene nicht fertig bringen. Gültiger Himmel! Wenn ich an Anna denke — alle meine Nerven beben von deinen Küffen, armes, geliebtes, verratenes Mädchen!

Er kehrte zum Mittagessen in das Hotel zurück, aß mit leidlichem Appetit, da das Diner recht gut war, und begab sich dann in das Besozimmer.

Als er sich aber in die Lektüre vertieft hatte und mit Spannung einem Bericht aus Paris über die neueste Wendung in der Angelegenheit der Rollenbesetzung von Sardous letztem Stück folgte, trat ein Herr auf ihn zu, der ihm schon bei Tische durch sein interessantes aber fahles Gesicht und die graziösen Bewegungen seiner schönen Hände aufgefallen war.

Dieser Herr stellte sich als Freiherr Oskar von Waldeghem vor und sagte, er habe im Fremdenbuch mit Interesse den Namen Altenschwerdt gelesen. Er erlaube sich zu fragen, ob er die Ehre habe, den Sohn des Grafen Eberhardt zu sehen.

Dietrich bejahte.

Er komme von Breslau, erzählte der Herr, und habe die Frau Gräfin Sibylle in alter Freundschaft besuchen wollen, sie aber nicht gefunden und auch ihren Aufenthaltort nicht erfahren können.

Meine Mutter ist zum Besuch beim Baron Sextus in Schloß Eichhausen, sagte Dietrich.

Sollten Sie sie sehen, so bitte ich mich ihr angelegentlichst empfehlen zu wollen, sagte der Freiherr von Waldeghem.

Ich werde sie morgen sehen, erwiderte Dietrich, ich bin im Begriffe, ebenfalls nach Eichhausen zu fahren.

Der Freiherr von Waldeghem verneigte sich und zog sich zurück. Dietrich las den Theaterbericht zu Ende, ging in die Oper und reiste am andern Morgen nach Holzfurt zurück, wo ihn ein Wagen des Barons Sextus am Bahnhof erwartete.

#### Achtunddreißigstes Kapitel.

Graf Dietrich sah das Schloß, in welchem er seine Braut finden sollte, mit einiger Herzbeklemmung vor sich auftauchen, als der Wagen aus dem Walde hervorkam, und er begrüßte seine Mutter, die ihm an das Thor entgegengekommen war, mit einer stummen Umarmung. Sie führte ihn auf sein Zimmer, wo ein kleiner Teil seines Gepäcks und der größte seiner Bücher noch in der Grenzboten III. 1883.

alten Ordnung wie bei seiner Abreise sich vorfanden, und unterrichtete ihn über die Vorgänge während seiner Abwesenheit.

Gräfin Sibylle hatte ein stolzes, sicheres Wesen, sie fühlte sich der Erfüllung ihrer Wünsche nahe und sprach mit einer solchen Entschiedenheit über das, was nun geschehen sollte, daß in ihrem Sohne auch nicht einmal der Gedanke eines Widerspruchs mehr auftauchte. Sie teilte ihm mit, daß der Verlobung ein möglichst feierliches und festliches Gepräge gegeben werden sollte. Der Baron habe nicht nur an seine Verwandtschaft, sondern auch an die meisten der benachbarten Edelleute und Grundbesitzer, mit denen er für gewöhnlich nur einen Austausch der gewöhnlichsten Höflichkeiten unterhielt, Einladungen ergehen lassen, und es solle dann im großen Kreise der ganzen Gesellschaft die Verlobung proklamirt werden.

Und was sagt Dorothea dazu? fragte Dietrich.

Du kannst, sobald du angekleidet bist, zum Baron gehen und um ihre Hand anhalten, erwiderte die Gräfin. Er erwartet dich.

Und Dorothea selbst? fragte er wieder.

Der Baron wird dir sagen, wann du sie sprechen kannst. Es scheint so, fügte die Gräfin hinzu, als wären Dorotheens Nerven durch den plötzlichen Entschluß etwas erschüttert worden.

Dietrich lächelte melancholisch. Es ist sehr schmeichelhaft für mich, sagte er, daß die Nerven meiner Zukünftigen durch die Aussicht auf eine Verbindung mit mir erschüttert werden.

Es ist nicht mehr die Zeit, solche Betrachtungen anzustellen, erwiderte sie streng. Junge Mädchen sind natürlicherweise bei so wichtigen Entscheidungen ihres Lebens nervös. Sie hat jedoch ihre Bereitwilligkeit zu der Verbindung erklärt, und damit ist die Sache abgemacht.

Dietrich bemerkte in diesen Worten und in der Art, wie sie gesprochen wurden, eine feindselige Stimmung seiner Mutter gegen Dorothea, welche ihm mißfiel.

Ich wundere mich, sagte er kopfschüttelnd, daß ein Mädchen wie Dorothea so schnell zu solchem Entschlusse gekommen ist. Ich hatte ihr mehr Charakterfestigkeit zugetraut.

Beeile dich jetzt, sagte die Gräfin, ohne hierauf zu antworten. Du findest den Baron in seinem Arbeitszimmer. Beeile dich, ihm deine Aufwartung zu machen.

Dietrichs Besuch beim Baron Sextus verlief unter den bei solcher Gelegenheit möglichen Reden. Der Baron gab seine Freude zu erkennen, daß die dienstliche Angelegenheit in Berlin sich so schnell erledigt habe, und erging sich in Ermahnungen und Betrachtungen hinsichtlich der Aufgabe, die einem Edelmann in der Neuzeit gesetzt sei. Dann schickte er zu seiner Tochter, um sie zu sich zu bitten.

Es entging Dietrich nicht, daß der Baron unter dem Druck einer gewissen Befangenheit stand. Er sprach nicht so herzlich und frei heraus wie sonst, und es kostete ihn ersichtlich Mühe, einen muntern und freundlichen Ton gegen seinen zukünftigen Schwiegersohn anzuschlagen.

Dorothea befindet sich nicht gut, sagte er nachdenklich, während beide auf ihr Kommen warteten. Ich will hoffen, daß sie uns keinen Duerstrich durch die beabsichtigte Gesellschaft für morgen Abend macht.

Dietrich sah mit zusammengepreßten Lippen und blassen Wangen dem Anblick der Braut entgegen. Was ihm sonst nie widerfuhr: er überlegte die Worte

welche er zu ihr sprechen sollte, und konstruirte Wendungen, welche möglichst bedeutungslos wären und ebensowohl seine Eigenliebe wie Dorotheens Empfindungen schonen sollten.

Aber es verschwanden alle wohlüberlegten Reden, als sie hereintrat, und er stand im ersten Augenblicke wortlos und verzagt vor ihr.

Auf einen Blick erkannte er die Geschichte ihres Herzens und das Trauerspiel der letzten Tage. Das war die bleiche Farbe, das waren die trostlosen Augen einer tödtlich getroffenen. Sie trug ein helles Kleid mit farbigem Besatz, und als jetzt die Sonne einen Strahl auf ihre Gestalt fallen ließ, sah sie mit dem wachsfarbenen Gesicht, dessen matter Ton durch die schwarze Haarkrone und das kirschrote Band noch blasser erschien, trotz allen Sammers schön aus. Aber es war nicht mehr das blühende, lebensfrische Mädchen, welches an den Ereignissen des Lebens herzlichen Anteil nahm und mit schneller Entschiedenheit in jedem Falle Partei zu nehmen wußte, sondern dies energisch geschnittene Gesicht war nur noch eine Maske, und die Seele darin war tot. Sie kam einem Automaten gleich in das Zimmer, und als sie sich an ihren Vater wandte, indem sie fragte, warum er sie habe rufen lassen, als sie sich dann gegen Dietrich verneigte, war der Eindruck ihres Wesens derart, daß der junge Mann sehr versucht war, sich mit der Entschuldigung seiner Anwesenheit zurückzuziehen.

Er fühlte sich in diesem peinlichen Augenblicke zurückversetzt in das bescheidne Zimmer seines Lehrers und gegenüber dem sanften, weinenden Mädchen, welches ihn liebte. Die Empfindung seines Unrechts überkam ihn, und er war eine stumme, bange Minute lang versucht, den bessern Trieben seines Herzens nachzugeben. Aber zugleich fühlte er sich nun von einem andern Gefühl ergriffen, welches dem Einfluß seiner Mutter zu Hilfe kam.

War es denn ein so entseßliches Loos, ihn zu heiraten? Mußte der Gedanke, ihn lieben zu sollen, so zerstörend auf ein Weib wirken? Wenn bisher alle Frauen ihm freundlich entgegengekommen waren, wollte dieses hochmütige Wesen ein Unglück in seiner Umarmung sehen?

Er runzelte die Stirn, indem Ärger und tiefverletztes Selbstgefühl ihn schmerzten, und dann wandte er sich zu Dorothea und sprach in wohlgesetzten Worten von dem unverdienten Glück, das ihm beschieden sei, das er aber durch seine Treue und Liebe zu verdienen gedenke.

Er sprach glatt und flüßig, wie ein Mann, der sich der Schwierigkeit seiner Stellung bewußt ist, aber die Klippen des Gesprächs als erfahrener Fährmann zu umschiffen weiß. Er gab seinem Antrag ein Gepräge von Höflichkeit und weltmännischer Leichtigkeit, die nicht versucht, ein offenbar konventionelles Verhältnis durch heuchlerische Herzlichkeit unerträglich zu machen.

Weiß der Himmel, sagte er während dieses Antrags zu sich selber, sie soll sich nicht einbilden, daß ich sie liebe, und soll auch nie sagen dürfen, ich hätte sie betrogen. Sie ist sicher vor einer Belästigung von meiner Seite, und wenn sie mich nicht angenehm findet, so ist es ihr eigener Schaden. Sie steht einzelt mit ihrem Geschmaek, und ich habe nicht nötig, hinter ihr herzulaufen.

Dorothea hörte ihm zu, ohne eine Miene zu verziehen.

Hier meine Hand! sagte sie mit ruhiger, doch klangloser Stimme, indem sie ihre Rechte ihm entgegenstreckte.

Er verneigte sich tief und drückte seine Lippen auf ihre Fingerspitzen, dann zog sie eilig ihre Hand zurück und ging mit derselben maschinenmäßigen Art, sich zu bewegen, mit der sie gekommen war, wieder hinaus.

Sie ist nicht wohl, wie ich Ihnen schon sagte, lieber Dietrich, bemerkte der Baron, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

Wir wollen hoffen, daß sich ihre Gesundheit bald bessert, entgegnete jener.

Im alten Schlosse war ein Leben und Treiben, welches wunderbarlich abstach gegen die sonstige Stille. Seit mehreren Tagen waren reitende Boten unterwegs, um die Nachbarschaft einzuladen. Der Baron schien eine Art von Zerstreuung oder Betäubung seiner selbst darin zu suchen, daß er das Fest so lebhaft und glänzend wie möglich machte. Er hatte Depeschen nach Berlin, wo sein Vetter Botho Sextus zu den parlamentarischen Verhandlungen anwesend war, und an andre entferntere Glieder der Verwandtschaft abgehen lassen, hatte den ihm bekannnten Teil der Garnison von Holzfurt eingeladen und ging selbst durch Zimmer und Ställe, um die Vorrichtungen zur Aufnahme solcher Gäste zu überwachen, welche im Schlosse wohnen sollten. In der Halle waren Tapezierer beschäftigt, um Dekorationen anzubringen, in den Wirtschaftsräumen eilte die Dienerschaft mit herbeigeschlepptem Wild und Geflügel, Fleisch und Fisch und allen Erfordernissen zu einer großen festlichen Tafel umher.

Daß Baron Sextus seinen Feind, den Vetter Botho, und auch dessen Familie eingeladen hatte, war noch ganz besonders begründet. Er hatte es nicht gethan, um diesen Leuten eine Freude zu machen. Er beabsichtigte, am Tage nach der Verlobung eine Familiensitzung zu halten und darin jene Abänderung der fideikommissarischen Bestimmungen zu verlesen, die sein Großvater Blasius durchgesetzt hatte, jene Abänderung, welche es ermöglichte, die Herrschaft Eichhausen in weiblicher Linie fortzusetzen. Der Gedanke an den Schreck, den der liberale Botho hierbei bekommen würde, trug nicht wenig dazu bei, den Baron aufrecht zu erhalten, wenn weiche Stimmungen wegen des Schicksals seiner Tochter ihn überwältigen wollten.

Höchst erfreut war Baron Sextus in diesen Tagen der Unruhe über die Hilfe der Gräfin Sibylle. Sie benahm sich wie der gewiegteste Hofmarschall. Wo sie erschien — und sie schien die Vorzüge der Allgegenwart zu besitzen —, da fügte sich alles wie von selbst zu schöner Ordnung. Die Tapezierer hingen an ihrem Wink wie Figuren, die durch einen Draht bewegt werden, Kellermeister und Köche hatten auf ihre Anweisung schon gethan, was der Baron befehlen wollte. Ihre gebieterische Erscheinung bildete den Mittelpunkt der Thätigkeit und versetzte einen jeden an seinen richtigen Platz.

Es ist das mindeste, was ich thun kann, um meiner Dankbarkeit gegen meinen gütigen Wirt Ausdruck zu geben, sagte sie mit sanftem Tone und niedergeschlagenen Augen, wenn der Baron ihr Vorstellungen machte, daß sie sich ermüden oder erkälten könnte. Es erinnert mich an alte Zeiten, lieber Baron, fügte sie einmal hinzu, an jene Zeiten, wo ich noch eignes Heim besaß und Feste im eignen Hause geben konnte. Ich bin dazu geschaffen, für andre zu sorgen, und das ist auch wohl die erste Pflicht des Weibes.

Der Baron ergriff ihre Hand mit innigem Druck und richtete sich auf. Die Zärtlichkeit der Gräfin that ihm doppelt wohl, da ihn das Gewissen seiner Tochter wegen bedrohte. Wenn Dorothea erst fort ist, sagte er sich, werde ich an das weitere denken. Ich werde mir den Abend meines Lebens ruhig und freundlich gestalten.

Gräfin Sibylle ließ ihre Hand in der des alten Herrn ruhen und seufzte leise. Sie las ihm die Gedanken aus den Augen ab, sie kannte ihn schon genau, als er sich selbst kannte. Wenn dieser gefährliche Trozkopf erst fort ist,

sagte sie sich, so werde ich Baronin Sextus, oder ich müßte mein Spiel nicht verstehen.

Am Tage des Verlobungsfestes trafen die hessischen Vettern und noch einige Verwandten aus andern Gegenden ein und nahmen Wohnung im Schlosse. Das Getriebe vermehrte sich. Fremde Domestiken gesellten sich zu den einheimischen, große Koffer und unzählige Schachteln, Taschen, Körbe und Futterale wurden hereingeschleppt. Fremde Gesichter zeigten sich an der vergrößerten Tafel und bezeugten den neuen Bekanntschaften ihr Entzücken, sich bei so freudiger Gelegenheit kennen zu lernen. Baron Botho war ein langer alter Herr von großer Redseligkeit, der sich über die Ziele der innern Politik erging und so erbaut vom Fortschritt der Kultur war, daß Baron Sextus ihn am liebsten aus dem Fenster geworfen hätte. Nur der Gedanke an Bothos Gesicht bei Verlesung der Blasius'schen Bestimmung vermochte ihn, das Gastrecht heilig zu halten. Bothos Gemahlin küßte den Besitzer von Eichhausen auf beide Backen und nannte ihn voll Enthusiasmus das schönste Vorbild eines echten deutschen Edelmannes, sie umarmte Gräfin Sibylle im Anfall einer unbezwinglichen Sympathie und flüsterte dann ihrem Manne ins Ohr, sie sei überzeugt, die kokette Witwe werde den alten Narren ins Garn locken.

Aber wo ist Dorothea? Wo ist das süße Kind? hieß es allgemein.

Dorothea war nicht zu sehen.

Sie wird später kommen, sie war soeben noch hier, hieß die Erklärung. Eine Art von Migräne — sie soll sich auf Rat des Arztes schonen, um heute Abend ganz frisch zu sein.

Gräfin Sibylle war besonders am heutigen Tage unschätzbar, und Baron Sextus warf ihr manchen zufriedenen Blick zu. Sie hatte das Talent, die ältern Leute zum Sprechen zu bringen und die jüngern zum Schweigen. Ihre schwarzen Augen beherrschten und vereinigten die verschiedenartige, zum Teil untereinander feindliche Gesellschaft. Sie mußte in Abwesenheit Dorotheens, welche ihr Zimmer nicht verlassen wollte und nur Millicents Gegenwart zu ertragen vermochte, die Pflichten der Hausfrau mit solcher Würde und solchem Geschick zu erfüllen, daß die Gäste ebensowohl wie Baron Sextus selbst es anerkennend aufnahmen und sie als Frau vom Hause betrachteten und behandelten.

Sie hatte dafür gesorgt, daß an diesem Tage, wo das Verlobungsfest gefeiert werden sollte und wo das Diner ausfiel, ein glänzendes Déjeuner aufgetragen wurde, welches frühzeitig schon die Gesellschaft vereinigte und in eine gute gesellige Stimmung versetzte. Im gewöhnlichen Speisezimmer und in dem daranstoßenden Musiksalon waren Tafeln gedeckt, welche die leckersten Gerichte in reicher Fülle trugen, edle Weine wurden in solcher Verschwendung eingeschenkt, daß sich bald heitere Laune sowohl der ältern Leute als der Jugend bemächtigte, und kaum noch jemand an die arme Dorothea dachte.

Sie ließ nachher die junge Welt unter Dietrichs Führung durch die Höfe, Wirtschaftsgebäude und Ställe wandern und endlich zu dem Schießstande im Park gehen, wo des Barons Jäger sie mit den Pistolen erwartete. Sie selbst nahm den Arm des Barons Botho und führte die ältern Herren und Damen durch die Gemäldegalerie und andre sehenswerte Räume des Schlosses, ließ dann mehrere Wagen anspannen und arrangirte eine Ausfahrt durch die nähere Umgebung. Sie war im Bewußtsein ihres Triumphs, in der Freude über das endliche Gelingen ihrer Pläne ganz Thätigkeit und Liebenswürdigkeit.

Baron Sextus fühlte, welch ein Glück es war, daß sie so unermüdblich und so aufopfernd den größten Teil der Beschwerden auf ihre Schultern lud. Er selbst war der Aufgabe, alle diese Verwandten zu unterhalten, nicht gewachsen. Es lag ein Druck auf ihm, den keine Betrachtung angenehmer Art zu vermeiden vermochte. Nun er es erreicht hatte, erschien ihm das früher heißersehnte Ziel weniger schön, und er dachte mit Besorgnis an seine Tochter. Sie hatte ihm versprochen, am Abend zu erscheinen, aber hatte sich ausgebenen, den Tag über mit allen Festlichkeiten verschont zu werden. Sie war in einem Zustande dumpfer Niedergeschlagenheit, der ihn beunruhigte.

Die Gäste, unter der Leitung der Gräfin und ihres Sohnes, schritten unter Bewunderung des alten Schlosses, welches den meisten unter ihnen noch unbekannt war, und nicht ohne Reid auf den überall sich zeigenden Reichtum des Familienchefs, durch die Gemächer, Korridore, Höfe und Ställe. Baron Botho hatte zwei Söhne mitgebracht, von denen der eine Leutnant und der andre Referendar war, dazu drei unverheiratete Töchter im Alter von achtzehn bis fünf- undzwanzig Jahren. Sie stelzten mit langen Beinen und spitzen Nasen halb erstaunt und halb verdrießlich treppauf, treppab und warfen hungrige Blicke auf die gewaltigen Getreideschober und die glänzenden Schenkel der Rinder und Pferde des Oheims. Das Familienvermögen der heffischen Sextus war so beschaffen, daß es für jeden Kopf sechshundert Thaler jährlich abwarf, die Söhne verzehrten ein gut Teil von dem mit, was den Töchtern zukam, und die Frage, wie lange der wunderliche, abstoßende alte Oheim noch leben wolle, war ein stehendes Thema der Unterhaltung bei ihnen.

So kam denn allmählich der Abend heran, und mit ihm erschienen die Nachbarn und Bekannten von den umliegenden Gütern und aus Holzfurt, mit denen Baron Sextus für gewöhnlich nur ein kühles Verhältnis unterhielt, indem jährlich einmal eine Staatsvisite gewechselt wurde, während gegenseitige Einladungen meistens durch seine langdauernden Reisen verhindert und im übrigen auf das nötigste beschränkt wurden. Die Verehrung, welche sein großer Besitz, sein schroffes Wesen und seine vornehme Zurückhaltung ihm im ganzen Kreise erworben hatten, dazu die Neugierde, das alte Schloß als Schauplatz eines großen Festes zu sehen, welches, wie man überall erzählte, zu Ehren der Verlobung der schönen und stolzen Dorothea gefeiert werden sollte, hatten alle Welt vermocht, die Einladung anzunehmen. Es kamen viele würdige alte Herren und Damen, viele blühende und reizende Fräulein, viele lebenslustige junge Männer zusammen. Die Güter und Schlösser der Umgegend hatten ihren Inhalt an männlicher Kraft und weiblichem Liebreiz ausgeschüttet. Da sah man kernige Gestalten von Herren, die reich an Geld und Gut, Heimatsliebe und Ackerbaukunde waren, auch manche sonderbaren Erscheinungen aus vergangner Zeit, die aussahen, als seien sie aus Holz geschnitten und mit Leder überzogen, andre rot und feist, das Mark ihrer Güter im eignen Bauche mit sich tragend. Johannerkreuze, eiserne Kreuze und viele andre Dekorationen schmückten in dieser Versammlung den Frack und die Uniform. Stattliche Matronen, deren blühende Fülle nie unter dem Einfluß verzehrender Leidenschaften gelitten hatte, breiteten vor Dietrichs staunendem Blicke in ihrer Person den Segen des ländlichen Lebens aus und trugen edle Steine und kostbare Stoffe in verschwenderischer Weise zur Schau. Landfräulein, schön und gesund, unähnlich ihren städtischen Schwestern, zierten die Versammlung, wie Rosen und Tulpen einen Garten zieren.

Diese Gesellschaft war es, welche in ihrer Gesamtheit von oben gesehen, einen so glänzenden und schmerzlichen Eindruck auf Eberhardt gemacht hatte, diese Gesellschaft war es, deren fröhliches Gläserklingen und Rufen, vereint mit dem Tusch des Trompeterkorps der Holzfurter Husaren, den Toast des Grafen auf das Brautpaar beantwortet hatte, während Eberhardt wie unter dem Tone der Posaunen des jüngsten Gerichts zurücktaumelte.

In Gräfin Sibyllens Brust zog nach einer langen Zeit voll Aufregungen und Besorgnissen endlich Ruhe ein. Die feierliche Veröffentlichung der Verlobung, die Gegenwart so vieler Personen, welche durch ihre Zeugnenschaft den Akt dieses Bündnisses gleichsam befestigten und bestätigten, verlieh ihr ein angenehmes Gefühl der Sicherheit. Sie war es gewesen, die dies große Fest veranstaltet hatte, und von ihr war die Idee dazu ausgegangen. Baron Sextus glaubte, es sei sein eigener Gedanke, aber der würdige alte Herr hielt gar manche seiner jetzigen Gedanken für Kinder des eignen Hirns, die in Wahrheit nur seine Adoptivkinder und aus dem stolzen Haupte der klugen Gräfin entsprossen waren.

Es gewährte der Gräfin Sibylle eine angenehme Beruhigung, daß Eberhardt nichts von sich hatte hören lassen. Wenn er wirklich einen Prozeß angefangen hätte oder anfangen wollte, so mußte sie doch nun wohl etwas davon vernommen haben. Sicherlich hätte er doch damit begonnen, sich dem Baron Sextus als Graf von Altenschwerdt kundzuthun, um ein vorläufiges Hindernis der nun vollzogenen Verlobung zu bereiten. Aber da er bis jetzt ruhig geblieben war, würde er es wohl für immer bleiben. Sie traute ihm zu, daß er imstande sei, sein Wort zu halten — vorausgesetzt, daß er überhaupt noch am Leben und nicht extrunken war. Er hatte einen unpraktischen romantischen Sinn, wie sie bemerkt zu haben glaubte, und da war es leicht denkbar, daß er um einer Chimäre willen das sicherste Glück verscherzte.

In vortrefflicher Stimmung sah Gräfin Sibylle der Verlesung des Blasius'schen Familiengesetzes entgegen, welche in Gegenwart der zum Hause Sextus gehörigen Gäste am Tage nach der Verlobung vorgenommen werden sollte. Den Gästen selbst war hiervon nichts bekannt, sondern sie sollten damit überrascht werden. Baron Sextus wollte nach dem zweiten Frühstück den ganzen Verwandtenkreis in die Bibliothek entbieten, und dort sollte sein Rechtsanwalt das ehrwürdige Altstück, welches den Better Botho vernichtend treffen mußte, unter aller Form zur Kenntniß bringen.

Störend war an diesem Morgen nach dem Feste nur die Nachricht, daß Dorothea erkrankt sei, sodaß sie nicht im Familienkreise erscheinen könne. Schon in der Frühe ward der Arzt geholt. Dieser erklärte, daß eine eigentliche Krankheit nicht vorliege, sondern nur eine Nervenverstimmung, vermutlich die Folge von übergroßen freudigen Aufregungen, zu erkennen sei. Die Verwandten steckten die Köpfe zusammen und tauschten allerhand Vermutungen aus. Dorotheens Benehmen und Aussehen war ihnen gestern schon als ungewöhnlich aufgefallen. Doch beruhigten sie sich alle bei dem Gedanken, daß ihnen selbst das gestrige Fest sehr gut bekommen sei, und waren überzeugt, daß Dorothea sich sehr bald wieder erholen werde. Der ganze Kreis war nach dem zweiten Frühstück fröhlich im Musiksalon vereinigt, man blätterte in den Gotha'schen Almanachen, diskutirte die Verzweigungen des Stammes der Sextus und beratschlagte, was man den Tag über anfangen wolle. Ein paar junge Mädchen guckten in Dorotheens Noten, zuckten die Achseln über die klassischen Sachen, die darunter waren, und

spielten unter Scherzen und Lachen einige abgerissenen Stücke, junge Herren standen daneben, neckten die Kuffinen und fragten einander, warum kein Billard in einem so großen Schlosse sei, die ältern Damen hatten sich um Gräfin Sibylle versammelt, in welcher sie mehr und mehr das eigentliche Haupt der Gesellschaft verehren lernten, und die ältern Herren hatten ihre Cigarren angesteckt. Graf Dietrich gab sich Mühe, seinem Gesichte einen heitern, lächelnden Ausdruck zu geben, und dachte mit peinlicher Befangenheit an die Rolle, welche er Dorothea gegenüber spielte.

Da trat ein Diener herein, welcher einen silbernen Teller voll Briefe und Telegramme trug. Es waren zum größten Teil Gratulationen zur Verlobung. Baron Sextus schüttete den Teller auf dem Mittelstische aus und lud die Gesellschaft ein, das ihrige herauszufuchen. Die meisten Adressen galten ihm selbst, und er legte sie auf einen Haufen, während Gräfin Sibylle herzugetreten war und ihm half, die übrigen Briefe auszubreiten.

Da sind wieder Adressen darunter, die mich Reichsfreiherr nennen, sagte Baron Sextus. Die Leute denken wohl, mir damit eine Ehre zu erzeigen. Alle Achtung vor dem Herkommen geht in unsrer Zeit verloren, weil die Geschichte verfälscht wird und vor lauter neuer Weisheit die einfachste Kenntnis der Vergangenheit nicht mehr existirt. Keine alte Familie, die sich bewußt ist, daß sie aus sich selbst adlich ist, nimmt den lächerlichen Titel Reichsgraf oder Reichsfreiherr an, gleich als ob sie noch erzählen müßte, daß sie reichsunmittelbar gewesen und nun degradirt ist.

Mit einem male zuckte die Hand der Gräfin. Es lag eine Visitenkarte vor ihr, welche die Aufschrift trug: Oskar Freiherr von Baldeghem. Gräfin Sibylle blickte starren Auges auf diesen Namen, und ihr Gesicht veränderte sich. Der Ausdruck froher Zuversicht verschwand aus ihren Augen, und ein unheimliches Licht glühte darin auf, sie stützte sich auf die Tafel und atmete schwer, als wenn sie nur mit großer Gewalt eine Anwandlung von Schwäche überwinde.

Der Diener stand noch in Erwartung eines Befehls im Zimmer.

Woher kommt diese Karte? fragte ihn die Gräfin.

Graf Dietrich war in diesem Augenblicke zum Tische getreten, hörte verwundert den fremden Klang in der Stimme seiner Mutter, las die Karte und erzählte, während der Diener antwortete, seine Begegnung mit dem Herrn dieses Namens in Berlin. Er habe vergessen, den Gruß zu bestellen.

Gräfin Sibylle stand noch eine kurze Zeit mit gesenktem Kopfe da, eine Hand noch immer auf den Tisch gestützt, und schritt dann hinaus. Der Diener hatte ihr gemeldet, daß der Herr draußen warte.

Führen Sie ihn zu mir hinauf, sagte die Gräfin.

### Neununddreißigstes Kapitel.

Die stolze Dame schritt mit emporgehobenem Haupt durch den Korridor und die Treppe hinauf, und die Dienerschaft, welche ihr begegnete und ihr ehrerbietig Platz machte, bemerkte an ihrer Haltung nichts außerordentliches. Wie immer ging sie mit gemessenem Schritt, die Schleppe rauschte ihr majestätisch nach, und ihre dunkeln Augen streiften wie immer mit verächtlichem Blick die niedrige Welt um sie herum.

Als sich aber die Thür ihres Zimmers hinter ihr geschlossen hatte, senkte sich das schöne Haupt, und die gebieterische Gestalt sank wie gebrochen in einem tiefen Lehnstuhl in sich selbst zusammen. Gräfin Sibylle blickte düster vor sich hin, und ihr Atem hob die Brust in unregelmäßigen Zügen. Sie starrte nach der Thür, als sollte dort ein schrecklicher Anblick sich ihr bieten.

Es klopfte, und der Diener, welcher vorhin die Visitenkarte des Freiherrn von Baldeghem gebracht hatte, meldete diesen selbst.

Lassen Sie den Herrn eintreten, sagte Gräfin Sibylle.

Der Freiherr von Baldeghem kam mit einem Lächeln auf dem fahlen Gesicht über die Schwelle, näherte sich dem Stuhle der Gräfin, ergriff ihre Hand und drückte seine Lippen darauf, während seine kalten Augen mit einem spöttisch vertraulichen Blick auf ihrem Gesicht hafteten.

Mit welchem Vergnügen ich dich wiedersehe, meine holdeste Sibylle! sagte er. Die Jahre sind so spurlos an dir vorübergegangen, daß ich daraus einige Beruhigung für mich selbst schöpfe.

Die Gräfin antwortete nur mit einem eigentümlichen Blick, der ein Gemisch sehr verschiedener Empfindungen kundthat, und zuckte die Achseln.

Aber welche Mühe es mir gemacht hat, dich zu finden! fuhr der Freiherr fort, indem er seinen Hut ablegte und einen Stuhl für sich heranschob. Hätte ich nicht deinen Sohn — beiläufig bemerkt: ein charmanter junger Mensch! — zufällig in Berlin getroffen, so irrte ich heute noch herum.

Was willst du von mir? fragte sie in kurzem, hartem Tone.

Welch eine Frage! rief er lachend. Meine teuerste Sibylle, wenn ich ein Gerichtsvollzieher oder wenn ich der Teufel selber wäre, könntest du mich nicht schlechter begrüßen.

Ich weiß nicht, antwortete sie, mehr für sich als zu ihm sprechend, ob ich nicht den Teufel selber ebenso gern sähe wie dich.

Das ist mir ungemein schmeichelhaft, sagte er, ohne etwas an seiner guten Laune einzubüßen. Immer noch das neckische Wesen von ehemals, bald glühend in Liebe, bald abstoßend wie der negative Pol. Wie es doch ganz unmöglich ist, sich zu verändern, mein süßes Herz! Die Jahre ziehen dahin, trübe und freudige Schicksale lassen abwechselnd unser Herz erbeben, und wir bleiben doch immer dieselben.

Wenigstens sehe ich an dir, entgegnete sie langsam und kalt, daß ein herzloser Schurke immer ein herzloser Schurke bleibt.

Sieh, darüber sollte ich nun eigentlich böse werden, entgegnete er sanft. Aber kann ich dir zürnen? Dir, die meine einzige Liebe war und immer bleiben wird?

Schweig! rief sie mit zornblitzenden Augen. Wie kannst selbst du es wagen, so zu mir zu sprechen? Selbst du, den ich jeder Schändlichkeit für fähig halte, kannst nicht den Mut haben, mir das ins Gesicht zu sagen, nachdem du mich verraten, nachdem du mich zu Grunde gerichtet hast.

Mein gutes Kind, laß uns den dramatischen Ton vermeiden, er strengt unnötig an, und ich habe noch nie erlebt, daß der Gegenstand eines Gesprächs dadurch gefördert wurde, daß man schrie. Wenn du wirklich zu Grunde gerichtet wärst, so sollte mir das sehr leid thun, aber ich muß gestehen, ich bemerke nichts davon: Im Gegenteil, du hast dich vortrefflich konfervirt und bist, wie ich hoffe, auch in guten finanziellen Verhältnissen. Ich sollte denken, daß es nicht hieße, eine junge Dame von munterm Temperamente verraten und zu Grunde richten, wenn man ihr einen begüterten Grafen zum Manne verschafft.

Und Luise? preßte die Gräfin mit leiser Stimme hervor.

Der Freiherr von Baldeghem seufzte. Es ist merkwürdig, wie es unserm geht, sagte er. Ich habe zu Zeiten, wo ich mich bessern wollte, viel darüber nachgedacht, wie ich es anstellen könnte, vom schöneren Geschlechte frei zu werden. Die Welt ist wunderbar eingerichtet. Sage selbst, liebe Sibylle, hast du je gesehen, daß ein wackerer, tugendhafter, rotwangiger Bursche in Versuchung geführt wurde? Die Tugend wird geheiratet und, wenn sie stirbt, mit schwarzem Flor betrauert, aber unferner, der sich nicht zu den musterhaften Leuten im strengsten Wortsinne rechnen kann, der wird geliebt und nie vergessen. Es ist ein eigentümlicher und mir trotz aller Erfahrung noch ganz unerklärlicher Zusammenhang zwischen dem weiblichen Geschlecht und uns mehr der heitern Seite des Lebens zugewandten Naturen. Ich kenne mich selbst genau genug, um zu wissen, daß ich ohne alle persönlichen Vorzüge und dabei ohne jeden Anspruch auf himmlische Belohnung für mein Erdenwallen bin. Sollte ich einmal in Abrahams Schoß gelangen, so müßte es ganz aus Gnade geschehen. Aber es ist nichtsdestoweniger wahr, daß ich stets liebenswürdige Geschöpfe deiner Art, liebste Sibylle, auf meinem Wege fand, die mich immer wieder zurückhielten, wenn ich im Begriffe stand, etwas zu unternehmen, was den Beifall der Gesinnungstüchtigen hätte erwerben können.

Ich habe keine Zeit, solche Redensarten anzuhören, sagte Gräfin Sibylle. Wenn du mir etwas mitzuteilen hast, so sprich, aber verschone mich mit Reflexionen.

Wie, du hast keine Zeit, mit einem alten Freunde zu plaudern? Was hast du denn zu thun?

Ich werde in der Gesellschaft erwartet. Sag also, was du zu sagen hast. Denn da du mich aufgesucht hast, mußt du doch eine bestimmte Absicht haben.

O, es eilt nicht. Um keinen Preis möchte ich dir lästig fallen. Wenn du in der Gesellschaft erwartet wirst, werde ich dich begleiten. Du stellst mich dem Baron Sextus vor. Er wird in seinem großen Schlosse noch ein Zimmerchen für mich übrig haben. Es gefällt mir hier, und ich bin bei meinem Freunde, dem Obersten Dürrfeld in Holzfurt, recht unbequem logirt.

Das ist unmöglich, sagte die Gräfin, indem sie sich erhob. Das Haus ist voll von Gästen, und es ist kein Platz mehr vorhanden. Wenn es dir beim Obersten von Dürrfeld nicht gefällt, so gehe ins Hotel. Ich kann dich jetzt auch nicht vorstellen. Baron Sextus ist im Begriff, einen Familientag abzuhalten.

Einen Familientag? Ah! sagte der Freiherr. Ich muß gestehen, ich habe im ganzen wenig Geschmac an Familientagen. Es pflegt nicht sehr interessant zu sein, die Leute sich einander wegen der Größe der eignen Unbedeutendheit bewundern zu sehen. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die stolz darauf sind, daß ihre Ahnen vor dreihundert Jahren schon eine zweideutige Rolle in der Geschichte ihres Vaterlandes spielten. Aber in diesem Falle — ich denke mir, da jetzt eben die Verlobung deines Sohnes mit der Tochter des Barons gewesen ist, wird es sich um Abmachungen handeln, die die Aussteuer betreffen, und ich nehme solchen Anteil an euch, liebe Sibylle, daß ich gern zuhöre. Stelle mich mir als den genauesten Freund deines verstorbenen Gatten vor, mein Herz, dann wird mein Hierbleiben keine Schwierigkeit bereiten.

Gräfin Sibylle biß die Zähne aufeinander und blickte ihn finster an.

Solltest du ungefällig sein wollen? Ungefällig gegen mich? fragte der Freiherr von Baldeghem beinahe in wehmütigem Tone.

Gräfin Sibylle trat nahe an ihn heran, und ihr Blick flammte zu ihm hinüber. Wie ich dich hasse! flüsterte sie.

Wie mich das unglücklich macht! erwiderte der Freiherr, indem er ihr den Arm bot, um sie zu führen.

Sage mir erst, was du von mir willst.

Es hat Zeit, meine süße Sibylle. Die Freude, dich wiederzusehen, genügt mir für jetzt. Laß uns erst das Geschäft abmachen, nachher kommt dann die Zeit des Vergnügens, eine trauliche, kleine Unterhaltung unter vier Augen über unsre Projekte und Ausichten. Ich habe keine Ruhe, wenn ich weiß, daß du erwartet wirst.

Gräfin Sibylle zauderte noch einen Augenblick, dann nahm sie den Arm ihres Besuches an und führte ihn in den Salon zu der übrigen Gesellschaft hinab. Es war, als würde sie durch eine überlegene Macht gezwungen. Ihre gebieterische Haltung war von ihr gewichen.

Baron Sextus erwartete bereits mit einiger Ungeduld die Rückkehr der Gräfin, da er darauf brannte, die Verlesung vor sich gehen zu lassen. Er unterhielt sich mit dem Notar aus Holzfurt, der sich vor einer Viertelstunde schon eingestellt hatte, und warf unruhige Blicke nach der Thür. Es war der Augenblick gekommen, der seinem glücklich durchgeführten Plan die eigentliche Weihe geben sollte, und er war so von dessen Bedeutung erfüllt, daß er Dorothea und ihre Krankheit für jetzt ganz vergessen hatte.

Er war überrascht, als Gräfin Sibylle in Begleitung eines unbekanntem Herrn hereintrat, und hörte mit gerunzelten Brauen ihre Erklärung an, daß der Freiherr von Baldeghem ein alter Freund von ihr sei, den schon mit dem seligen Grafen ein inniges, vertrautes Band vereinigt habe.

Ihre Freunde sind auch die meinigen, liebe Gräfin, sagte er kühl und erwiderte mit einiger Steifheit die Begrüßung des neuen Gastes. Er fühlte Mißbehagen beim Anblick dieses ungemein sicher auftretenden und sich mit vollkommenem Anstande verbeugenden Herrn. Ein eifersüchtiges Gefühl beschlich ihn. Alte Freunde der schönen Witve standen nicht auf seinem Programm. Doch verschwand der erste unangenehme Eindruck sehr bald in der Unterhaltung mit dem Herrn von Baldeghem, und als derselbe sagte, er fürchte zu unpassender Zeit erschienen zu sein, da wohl geheime Angelegenheiten verhandelt werden sollten, antwortete Baron Sextus, daß es sich durchaus nicht um Geheimnisse handle. Der Herr von Baldeghem machte darauf einige Bemerkungen über das Alter und Ansehen des Geschlechtes der Sextus, welche dem Baron schmeichelt haft klangen, und glitt dann in geschickter Weise in die übrige Gesellschaft hinein, wo er, obwohl ihn niemand kannte, binnen kurzem heimisch wurde. Er besaß die Kunst, ohne sich viel zu bewegen, immer an dem Flecke zu stehen, wo er am vorteilhaftesten stand, und ohne viel zu sprechen doch gegen jedermann verbindlich zu sein, wenn er wollte.

So fiel es keinem auf, machte sich vielmehr ganz von selbst, daß er mitging, als sich die ganze Familie, unter Führung des Barons, nach der Bibliothek in Bewegung setzte.

Der für gewöhnlich schon etwas dunkle Raum sah heute, wo ein trübes Herbstwetter herrschte, beinahe finster aus. Die alten Herren und Damen an der Wand blickten mit unheimlicher Starrheit auf die lebenden Entel und Urentel herab, die in hellen Gewändern und mit lautem Geplauder unter ihnen ihr Wesen trieben, und die vielen Hunderte von schweren Bänden, welche auf den

Bücherhörten standen und durch das Alter ein ehrwürdiges Aussehen erlangt hatten, schienen in ihrer Gelehrsamkeit einen Druck auf die Anwesenden auszuüben.

Der Baron nahm am obern Ende des mit grünem Tuche bedeckten Tisches Platz, der Notar setzte sich zu seiner Linken, und die übrige Gesellschaft verteilte sich, indem sie die Plätze am Tische selbst und in den Nischen der Fenster einnahm.

Unter erwartungsvollem Schweigen hielt dann der Baron eine Ansprache, in welcher er der Aufgabe gedachte, welche dem Adel in einem wohlgeordneten Staate zufalle, und zugleich die Bedeutung des Grundbesitzes für die Verteilung der Machtfaktoren hervorhob. Er wies, indem er einen scharfen Blick auf seinen Vetter Botho richtete, darauf hin, daß ein Adel, der sein eignes Interesse im Auge habe, immer darauf bedacht sein müsse, sich unabhängig ebensowohl von der Regierung als von jeder Partei zu erhalten, indem er das Prinzip des Königtums von Gottes Gnaden und das Prinzip der eignen nicht verliehenen, sondern ererbten Rechtsstellung hochhalte und deshalb das Fundament seiner Macht, den Grundbesitz, behaupte.

Alsdann gab er dem Notar einen Wink, das vom Baron Blasius Sextus verfaßte Schriftstück zu verlesen.

Der alte Herr erschien den Anwesenden wie verjüngt, als er mit markiger Stimme seine Rede hielt. Er trug den Kopf hoch, seine Augen leuchteten, und das graue Haar verlieh ihm Würde. Voll Spannung und zum Teil mit bösen Ahnungen sah man dem Inhalt des vergilbten, mit Siegeln beschwerten Aktenstückes entgegen.

Nur der Freiherr von Baldeghem, halb verborgen hinter dem grünen Vorhang in einer tiefen Nische, ließ einen gleichgiltigen und spöttischen Blick über die Versammlung schweifen und spähte dann zu Gräfin Sibylle hinüber, die zur Rechten des Barons Sextus mit untergeschlagenen Armen unbeweglich und gerade vor sich hin sehend thronte.

Die Lektüre, welche der Notar in der trocknen, geschäftsmäßigen Weise seines Berufs vornahm, that eine außerordentliche Wirkung; Baron Sextus hätte sie sich nicht einschneidender vorstellen können. Nur mit Mühe gewann Baron Botho es über sich, bis zu Ende zuzuhören, und seine Gemahlin zuckte wie elektrisirt auf ihrem Sitze und konnte die Äußerung ihrer Empörung in einzelnen Rufeln der Mißbilligung und des Entsetzens nicht zurückhalten. Beide erhoben sich samt ihren zwei Söhnen und drei Töchtern, feierlich legte Baron Botho, bleich und verstört, Protest ein gegen eine solche Änderung der ursprünglichen Familiengesetze und des allgemeinen fideikommissarischen Rechtes, und dann schritt dieser Teil der Verwandtschaft gemeinsam ohne Gruß hinaus und packte sofort die Koffer.

Unter den Zurückbleibenden erhob sich ein Sturm der Hin- und Widerrede. Man drang in den Baron, seine Gründe zu solchem ungewöhnlichen Schritte anzugeben, man bezweifelte die Rechtsgiltigkeit des Dokuments, arme Vettern, welche rasch den Mantel zu drehen gelernt hatten, drängten sich an Gräfin Sibylle und Dietrich heran, um ihnen aus aufrichtigem Herzen zu gratuliren, und sowohl der Notar als Baron Sextus selbst wurden in ausführliche Erklärungen und Begründungen gegenüber zahlreichen Fragen und Einwürfen verwickelt.

Dietrich näherte sich mit unmutiger Miene seiner Mutter. Hältst du es für passend, liebe Mama, fragte er mit zuckendem Munde, daß wir dabei bleiben, wenn alle diese Leute sich wegen des Knochens herumbeißen, den wir davongetragen haben?

Wir wollen gehen, antwortete die Gräfin. Sie sprach in einer ruhigen, aber sonderbaren und bei ihr nicht gewöhnlichen Weise, sodaß Dietrich sie verwundert anblickte. Er sah, daß sie zu dem Freiherrn von Baldeghem hinübersah, der jetzt aus der Nische hervorkam und sich ihnen anschloß, als sie die Bibliothek verließen.

Es ist sehr bedauerlich, daß Ihre Fräulein Braut sich nicht wohl befindet, sagte der Freiherr, indem er seine grauen Augen forschend auf Dietrichs Gesicht heftete.

Ja, in der That, antwortete dieser, ich bin sehr in Unruhe darüber.

Ist die Baronesse von zarter Konstitution? fragte jener.

O durchaus nicht, sie ist gottlob sehr gesund — im allgemeinen, sagte Dietrich.

Eigentümlich, daß selbst eine sehr gesunde junge Dame durch zu große Freude leidend werden kann, entgegnete der Freiherr.

Ich werde gehen, mich nach ihr zu erkundigen, sagte Dietrich, dem diese Unterhaltung unbehaglich war. Er entfernte sich grüßend, und der Herr von Baldeghem setzte seinen Weg mit der Gräfin allein fort.

Nun aber vor allem dir meinen herzlichsten Glückwunsch, liebe Sibylle, sagte er. Das nenne ich eine gute Partie. Die Herrschaft Eichhausen! Wahrhaftig, nächst der Freude über eignes Glück, kommt doch für ein teilnehmendes Herz die Freude, daß unsre besten Freunde Glück haben.

Gräfin Sibylle antwortete nicht, bis ihr eignes Zimmer erreicht war, dort trat sie mit ihrem Begleiter ein, versicherte sich, daß ihr Schlafzimmer leer sei, und forderte dann ihren unerwünschten Besucher mit entschiedenem Tone auf, zu sagen, in welcher Absicht er gekommen sei. (Fortsetzung folgt.)



## Notizen.

Eine Wahlgeschichte aus Württemberg. Im Monat März des vorigen Jahres wurde vom Reichstage die Wahl des der konservativen Richtung angehörigen Regierungsrates Riekert in Ulm dem Antrage der Wahlprüfungskommission entsprechend für ungültig erklärt, weil — von einem andern Aufhebungsgrunde abgesehen — in einem Schreiben des Vorstandes des Oberamts Ulm, des Regierungsrats Kampacher, an den Schultheißen Fischer in Affelfingen eine amtliche Wahlbeeinflussung gefunden wurde. Der fragliche Brief lautete: „Vertraulich. An Herrn Schultheiß Fischer in Affelfingen. Als Kandidat der konservativen Partei ist nun Herr Regierungsrat Riekert dahier aufgetreten. Bitte zu Ihrem Teil mitzuwirken, daß die Wähler auch abstimmen. Mit Gruß Kampacher. Ulm, 16. X. 81.“ Der Brief gelangte in einem mit der Adresse Schultheißenamt Affelfingen versehenen Umschlag, auf welchem die Bemerkung „portopflichtige Dienstfache innerhalb des Oberamtsbezirks“ vorgedruckt und welcher mit einer für solche Dienstfachen bestimmten Fünfspennig-Freimark versehen war, in die Hände des Schultheißen Fischer. Nachdem ihn der letztere gelesen hatte, legte er ihn in dem Umschlag in seinem Amtszimmer auf dem Rathause zu Affelfingen zur Seite, und dort wurde der Brief am 22. Oktober 1881 von einem Unbefugten heimlich weggenommen.